

Die Auswanderin.

Von Waldemar Müller-Halensee.

Der kleine Laden an der Spandauer Brücke war endlich veräußert. Weil hatte es nicht gegeben für die alten, goldbronzierten, hölzernen Regale, den wärmstichtigen Läden, die Schaufelsteinreinigung und die wernigen, nach dem Ausverkauf übrig gebliebenen Konfitüren, in deren süßer Umgebung die kleine, blonde Toni Jahre saurer Arbeit verbracht hatte. Jetzt sah sie im Zug, Gott sei gedankt!

Kaum daß sie ihr Gepäck aufgegeben und Hut, Mantel, Karton und Handtasche, Plaid und Schirm ohne Hilfe auf den Perron des Alexanderplatz-Bahnhofes hinaufgeschleppt und dann im Kroupe verladen hatte, als sich der Zug in Bewegung setzte. Zu einem Billet dritter Klasse nach Bremen hatte es gelangt, und auch das Passage-Billet zum Zwischenstopp auf dem „Kaiser Wilhelm“ nach New York, dazu etwas Baargeld, trug sie in der Tasche. Mehr war nicht nötig, das hatte ihr Hans im letzten Brief geschrieben; denn wäre sie erst drüben, über dem großen Wasser, dann sollte für sie ein schönes Leben beginnen. Ihr Gesicht glühte vor Aufregung und noch von der Hast, mit welcher sie Alles zusammengepackt hatte und nach dem Bahnhof geeilt war. Sie wendete sich mit dem Taschentuch Kühlung zu, um der ihr so vertraut gewordenen Gegend Lebenswohl zu sagen. Ein Lebenswohl auf immer!

Da waren an der Stadtbahnstraße die Schlächterwagen aufgefahren, Wagen an Wagen, und dazwischen hantierten die Gesellen und Schülken mit ihren blutigen Schürzen und Kalkonmützen und schlepten und warfen das Fleisch für den Riesenmagazn der Millionenstadt hin und her. Dieser Anblick hatte sie stets abgestoßen, und nur, wenn sie sich am Morgen etwas verspätet hatte, nahm sie den Weg durch dies Wagenlabirinth. Sie wandte sich jetzt nach der anderen Seite des Kroupes, in dem sie noch allein war, und schaute in die Fenster der Druckerei, sah die Seher bei ihrer emsigen Arbeit, und dann die Strumpfwirterinnen an den rotierenden Maschinen. Da, der Garten von Schippanowitsch mit den gemalten Akenbergen, wo sie mit Hans oft die Abendstunden gesessen, und dann ein flüchtiger Blick zu ihrem kleinen Laden, dessen Rahmen sich ihr zumwante. Eine Thräne blühte in ihren Augen; denn die ganze lange Zeit, die sie im Laden gestanden hatte, trat vor ihre Seele. Aht Jahre älter war sie dort geworden.

Damals — ach, wie jung, als sie sich das kleine Geschäft auf den Rath des Onkels von dem Erbtheil ihrer verstorbenen Mutter — den Vater hatte sie nie gekannt — einrichtete. Sie dünkte sich stets etwas Besseres, warum, das wußte sie selbst nicht recht, und nur schwer fand sie sich in ihre neue Aufgabe; aber ihr Auskommen hatte sie und sogar noch etwas mehr. Bald gewann sie das kleine Fleckchen lieb, auf dem sie schaffte, und war stolz; denn es war doch etwas Schönes, auf eigenen Füßen zu stehen und nicht Jemanden zu brauchen wie die meisten ihrer Freundinnen, die viel hübscher waren als sie und, darum einen Verehrer hatten. Sie hatte kein Glück. Ihre kleine Figur, oder was es war, kurzum, fast sechs Jahre lebte sie so dahin, und immer weniger Freundinnen kümmernten sich um sie. Zu wenig Zeit war auch zum Vergnügen da, und am Abend oder des Sonntags mußte man sich ruhen und ein wenig spazieren gehen, wollte man es wieder mal eine Woche aushalten können.

Wohl gar es genug, die mit ihr scherzten oder es auf den Laden abgesehen hatten, aber ernstlich bemühte sich wohl niemand um sie, oder sie gefielen ihr nicht. Da, eines Sonntagsmittags war es gewesen, kam Hans in den Laden. Er blieb recht lange, kaufte von diesem und jenem, und dann schloß sie die Laden, und beide trafen sich am Bahnhof Börse wieder. Es war heller Sonnenschein, die Stadtbahn überfüllt. Um so prächtiger aber war es, als sie durch den Grunewald wanderten und Abends in Halensee einkehrten.

Welch schöner Frühling, und wie schöne Sommerabende folgten! Eine Zeit voller Verheißungen. Hans liebte sie und sie ihn auch. Er war Bankbeamter und verdiente genug, daß wenn sie ihre Einnahmen zusammenzählte, sie einen Hausstand schon gründen konnten. Manchmal hatte Hans sogar die Tasche voller Goldstücke; dann war er aber immer zu großartig, und das war das Einzige, was ihr an ihm nicht gefiel. Sie wollte das Geld auf ihr Konto einzahlen, damit er nicht in Versuchung geführt würde, es auszugeben; aber dazu war Hans nicht zu bewegen. Es lohnte sich nicht erst, bald gibt's mehr, so war seine ständige Redensart.

hatte, und versprach, ihre Ersparnisse morgen in aller Frühe abzugeben und ihm nach Hamburg zu senden. Dann fuhr sie zum Bahnhof, und fort war er. Ach, es war eine unglückselige Zeit; trübe, sorgenschwere Tage. — Und dennoch war es wiederum eine Genugthuung für alle Aufregung, welche sie hatte durchmachen müssen, als man vergeblich Nachforschungen anstellte, und sie auf Schritt und Tritt von Kriminalbeamten begleitet wurde. Also Hans sollte uns Unrecht gethan haben? War das denn möglich? Nein, nein! Er hatte ihr bezeugt, er habe Unglück beim Spiel verloren gehabt und nichts weiter. So war es und nicht anders, sie zweifelte keinen Augenblick an ihm.

Es schien ihm doch auch in der neuen Welt ganz gut zu gehen; denn er schrieb ihr schon nach kurzer Zeit, er habe ein Geschäft etabliert und verdiene ein schönes Geld, das er alles anlege, um eine Einrichtung für sie beide allmählich anzuschaffen. Eines Tages kam dann der Brief, den sie seitdem immer und immer wieder mit Freude und Sehnsucht gelesen hatte. Darin stand, sie solle alles hier verkaufen und auch herüberkommen. Was sie nicht gerade nötig zur Reise brauche, solle sie per Anweisung an ihn vorausschicken; denn auf der langen Fahrt über das Wasser läme allerlei vor.

Gewiß, Hans hatte recht, und so war sie ihm ohne Bedenken gefolgt. Ach, nun kam endlich Ruhe über sie. Als der Zug aus Charlottenburg herausdampfte, und sie einen letzten Blick herüber nach Halensee warf, wo Hans mit ihr im Kurfürstentempel oft gesessen hatte, wußte sie selbst nicht, gelosse sie sich mehr auf das Wiedersehen mit Hans und die Gründung eines Hausstandes mit ihm freuen oder auf die schöne Seefahrt. Sie konnte das Meer noch nicht. Wie schön mußte es sein und erst die Welt, die hinter ihm lag.

Im Hafen von New York war der Leuchtdampfer „Barbarossa“ zur Abfahrt nach Bremerhaven bereit. Die Passagiere drängten sich an die Reeling, Abschiedsworte floßen herüber und hinüber. Der dicke Kapitän hoch oben auf der Kommandobrücke knipste sich den im Winde flatternden, goldbordierten Rod zu, die Dampfmaschine erkante, und schwerfällig raste sich das schwarze Juggelthum an den Zügen.

Eine kleine, blaße Person stand regungslos am Bordende. Da, plötzlich kommt Leben in ihre Glieder, hastig klettert sie auf die Brüstung; ehe sie aber den Sprung thun konnte, hatten sie kräftige Seemannsarme auf das Verdeck zurückgerissen. Der Vorgang war nicht unbeachtet geblieben, und als man sich der offenen See näherte, bildete er den Gesprächsstoff an Bord. In der ersten Kajüte herrschte bald allgemeines Mitleid mit dem armen Wesen, das in ärztliche Behandlung genommen werden mußte. Die Damen gingen hinunter in den Krankenraum des Zwischendecks und suchten die Kranke zu trösten. Was ihr aber fehlte, das erfuhr sie nicht.

Eines Tages hatte beim Diner die Tischnachbarin des Kapitäns die Lippen des alten Seebären geöffnet. Er erzählte in seiner trocknen Weise die kleine Geschichte, daß der Seemann, oder was es nur der Verlobte, die kleine, blaße Frau habe nach drüben nachkommen lassen, nachdem er ihre Ersparnisse vorher mitgenommen habe. Er wollte sie bei ihrer Ankunft an der Landungsstelle erwarten. Dahin sollte er noch heute kommen.

„Die Kleine hat drei Wochen gesucht, und, da sie keine Subsistenzmittel mehr hatte, brachte man sie mit an Bord. Ja, das ist nichts Neues.“ So schloß der Kapitän und trank feiner hübschen Nachbarin mit einem derben Schluß Rothwein zu. Bald zirkulirte an der Tafel ein Zeller und füllte sich mit manchem Goldstücke. „Das bist über die erste Roth hinweg“, rief die schöne Frau und schwang, triumphirend über ihren Einsinn und ihr gutes Werk, den Zeller, der wieder in ihre Hände zurückgekehrt war. Da, ein Stoppen des Schiffes, ein Beidrehen, klirrend fällt der Zeller mit all den Goldstücken an die Erde. Die Tafelmusik an Bord war jäh abgebrochen. Die Tischgesellschaft drängte hastig dem an Dedeilenden Kapitän nach.

Aber die arme, kleine Toni tauchte nicht wieder auf.

„Die Abwesenden sind da“.

„An Viktor Hugo's, des großen Franzosen gottlicher Tafel blieb — so verlangt es der unumstößliche Wille des Dichters — ein Stuhl ein für allemal leer. Einfach und verlassen war er anzuschauen, aber dennoch predigte er allen, die ihn verstehen wollten, ernste, eindringliche Worte. Denn — within sichtbar, in großen Lettern geschrieben — stand an seiner Lehne zu lesen: „Die Abwesenden sind da.“ Es bedurfte keines Kommentars, daß Viktor Hugo mit diesem seinen Winte die Anwesenden ermahnen wollte, jede üble Nachrede über die Abwesenden zu vermeiden, und — man verstand den Wint.

Subringlich.

Gläubiger: „Bestern war ich dreimal mit der Rechnung hier!“ Schuldnr (entrüstet): „Und da kommen Sie heute schon wieder?“

Woans Stürman Budelman oor Engelsch taun.

Ein ehemaliger Seemann schreibt der „Köln. Ztg.“: Unter der bunt zusammengewürfelten Mannschaft, die an Bord der „Bart. Wetshoven“ im August... im Hafen von Shields ankam, um Kohlen für Ostindien einzunehmen, war der zweite Steuermann „Speckfieder“ Jan Budelman tücker der originellsten Seeleute einer. Ohne je ein Examen gemacht zu haben, war er auf einem Walfischfänger Jahrzehnte lang als Speckfieder gefahren und so ehrenhalber zum Steuermann befördert worden. Eine gründliche Haut, gab er uns Matrosen viel Stoff zum Lachen durch die Art, wie er „Englisch“ sprach, trotzdem er es nicht konnte. In Shields mußten wir nun wegen Befehung der Ladepiers neben einem englischen Vollschiff, das, schon im Winterlager, nur von einem Wachmann (Vogel), bewohnt war, vor Anker gehen. Von Ballast frei, rogte der Bord des Engländers ziemlich über unter Schiff hinaus, gewiss r-mahnen die Wachposten Englands gegen Deutschland darstellend. Eines Sonntags Morgens hatten wir nun, wie üblich, schon früh um 5 Uhr unser Deck blühblank gewaschen und freuten uns des freien Tages, als es dem Lieger nebenan auf einmal einfiel, den Schmutz vieler Wochen abzuspülen. Da nun dieses Spülwasser unsere mühselige Arbeit zu vernichten drohte, kam Jan Budelman auf die Idee, ein langes Bootsruder (Riemen) derart durch das Speigatt (Abfluss) des Vollschiffs zu stecken, daß das Schmutzwasser an dem Ruder vorbei in den Hafen lief und so unser Schiff verkehrte. Wir hatten aber nicht mit der Riebertracht des Liegers gerechnet, der diesen Eingriff in seine Absicht, dem „damned German“ seinen englischen Dreß auf's Territorium zu speidern, übel nahm und kurzerhand den ablenkenden Riemen mit dem Beil abhakte. Das war unserm Speckfieder doch zu toll. Einen ganzen Sad voll echter Seemannsfische sandte er dem schadenfrohen Lieger hinauf, der ihn tüdlich angrinste, und sagte dann zu uns, die wir traurig um ihn standen: „Id fall dat den Kiel woll wiesen, wenn de Kaptein of port künmt.“ Es dauerte nicht lange, bis dieser Hafengeballer in seiner Zolle seine übliche Rundfahrt machte. In sehen und anrufen war eins. „Kaptein of port, kumm es an Bord!“ Mit freundschaftl Kopfniden legte dieser an, wohl wissend, daß es jedesmal ein Glas Sherry oder zwei für ihn gab. Er wurde sofort von Jan Budelman am Hallreep in Empfang genommen, der ihn in folgender Weise ansprach: „Loot hier, Kaptein of port. Wie hevt du Morjen Ded waschen, un sief Uhr, wie jeden Sundag, un dat Ded was so blank, dat men davon eten kunn. You know?“ — „Yes“ — er die zögernde Antwort. — „Em 8 Uhr fängt de Lieger du up dat Vollschipp, de verdamnte Smerlapp, of an Ded waschen, un spölt uns dat Kohlenwater vun de ganze Woch up dat reine Schipp, hou know?“ — „Yes.“ — Budelman nahm hier das halbe Ruder zur Hand und erklärte weiter. „Id sief de Keem dorch dat Speigatt, you know, dat dat Water in den Hafen rinlöppt, dat was doch ganz gaud, you know?“ — „Yes!“ — „Nu künmt dat old man there, nimmt en Viel, un hakt mie den gauden Keem Alo av. Is dat right, is dat true?“ — „No“, antwortete der Kaptein of port. „I will put things in order on board.“ Jan Budelman drehte sich nach diesem glänzenden Replikat seiner Rede zu uns und sagte mit unnahämlicher Pose: „Nu fegg mie noch es einer, dat id kein Engelsch taun!“ Der Lieger wurde nach den strengen Hafengefehen wegen Beschädigung fremden Eigenthums in harte Strafe genommen, was Jan Budelman derart befriedigte, daß er uns vor dem Mast einen steifen Grog zum Besten gab und uns noch manche Helsthat, die er mit Hilfe seines „Englisch“ vollbrachte, dabei erzählte.

Das Kiheln.

Dr. Louis Robinson hat in der „North American Review“ das Kiheln und seine Bedeutung einer wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen. Danach hat die Natur jene Theile besonders tüchtig gestaltet, die durch ihre Zartheit eines Schutzes gegen feindliche Angriffe bedürfen. Wenn das junge Thier, wenn das kleine Kind instinktiv bestimmte Stellen vor dem Kiheln schützt, so übt es sich dadurch zugleich im Schutze dieser wichtigen Körpertheile überhaupt. Durch den Schut vor dem Kiheln, so meint Dr. Robinson, lernen unsere Vorfahren so manchemal ihr Leben erhalten. Alle Kinder lieben Kihelnspiele, es sind unabstößliche Gelüste, die hier zum Ausdruck gelangen. Man probire einmal mit einem gewekten Kinde solches Spiel und man wird erstaunt sein über die Geschicklichkeit, die es in der Vertheidigung entwickelt. Mit großer Lebhaftigkeit wird es seine Achselhöhlen, seinen Hals, seine Sohlen usw. als die tüchtigsten Theile von dem Verwundbarsten schützen. Widen wir auf die Thierwelt, so sehen wir, wie ein junger Hund oder Affe seine Achselhöhle jedem Angriff entzieht — ein einziger Biß würde dort eine der wichtig-

sten Arterien verletzen. Ebenso ist es mit dem Halse, wo die Kopfschlagader oder die Luftröhre in Gefahr kämen, am Leib, wo jede Verletzung die Eingeweide bedroht. Alle Hunde- und Katzenarten erheben als Angriffspunkt die Gurgel aus; da nun aber dieser Punkt besonders tüchtig ist, sind die Angegriffenen gewöhnt, ihn zu vertheidigen. Richtigkeit ist beim Menschen nur noch ein Ueberbleibsel aus seinen ersten Entwicklungsstufen. Heute hat sie für uns keine Zweckdienlichkeit mehr, denn die Waffen, die sich der Mensch geschaffen, angefangen von der Steinart, dem Speer bis zu unseren Schusswaffen, machen den Selbstschutz, den die Natur uns durch die Gewohnheit, solche empfindliche Stellen Angriffen zu entziehen, völlig hinfällig.

Probat!

In Siam wird jede Frau, die ein bestimmtes Alter erreicht hat, ohne daß sie einen Mann gefunden hätte, aus ihrem Wunsch in die Liste der jungen Mädchen eingetragen, die unter der besonderen Obhut des Herrschers stehen, der es sich zur Aufgabe macht, einen Gatten für sie zu finden. Das Verfahren bei dieser Heirathsvermittlung ist allerdings sehr summarisch. Die Siamesen, die sich irgend ein Verzeihen haben zu Schulden kommen lassen, werden nicht nur wie bei uns zu einer Buße oder zu Gefängniß verurtheilt, sondern sie werden auch gezwungen, eine von den jungen Frauen, die die Schillinge des Königs sind, zu heirathen. War ihr Verzeihen klein, so haben sie wenigstens das Recht zu wählen. Haben sie jedoch ein größeres Verbrechen begangen, so bleibt ihnen keine Wahl, und sie müssen die Frau heirathen, die ihnen zugewiesen wird, und die dann unter den häßlichsten und äntzlichsten ausgwählt wird. Dank diesem großartigen System gibt es in Siam keine Frau, so häßlich oder böseartig sie auch sein mag, die nicht sicher sein könnte, schließlich doch einen Mann zu bekommen. Ob nun aber die Ehen, die so vor dem königlichen Heirathsvermittler zustande gebracht worden sind, glücklich werden, das vermag der „Gaulois“, der von dieser Sitte erzählt, leider nicht zu verrathen.

Wenn man nicht Mayer heißen will.

Wegen einer sonderbaren Falschmeldung hat der Volkskullehrer Johann Mayer aus Sachsen die Bekanntheit des Wiener Bezirksgerichtsarells gemacht. Mayer war im Hotel Bahnerleer Hof abgestiegen und hatte sich als Kaufmann Ernst Walther aus Leipzig gemeldet. Nach Mittheilung kam er aus dem Prater nach Hause und fand sein Zimmer nicht. Er fragte den Portier nach Nr. 56. „Nicht besetzt!“ — „Das ist doch mein Zimmer?“ — „Sie heißen?“ — „Der Fremde“ — Er hatte offenbar in der Weinlaune nicht nur die Zimmerlage, sondern auch den angenommenen Namen vergessen. Er gab dann dem Hotelier und Portier an, daß er sich falsch gemeldet habe. Da bis zur Aufklärung schon ein Detektiv in Kenntniß gesetzt worden war, wurde Herr Mayer verhaftet und dem Bezirksgericht Leopoldstadt eingeliefert, wo er dem Gerichtspräsidenten Dr. Vid aus der Haft wegen Falschmeldung vorgeführt wurde. Der Fremde, der einen sehr guten Eindruck macht, gibt an, er habe sich Walter genannt, weil man wegen des Namens Mayer, der den Spott herausfordere, auf Reisen stets gehänselt werde. Richter: Dieses Motiv ist doch kaum glaubhaft. Wenn alle Mayer sich deshalb falsch melden würden, könnte man jährlich 500,000 Verordnungen durchführen. Der Angeklagte, der erklärt, daß er von seinem Besuch in Wien bereits genug habe und sofort wieder nach Sachsen heimkehren wolle, wurde zu fünf Kronen Geldstrafe verurtheilt.

Hein auf der Kleinbahn.

Ueber ein köstliches Eisenbahnidyll berichtet das Teidenburger Kreisblatt: „Ein heftiger Bürger — mit Vornamen Hein — wollte mit dem Mittagzuge nach Osnabrück fahren. Auf dem Bahnhofe angelangt, fällt ihm ein, daß er etwas vergessen habe und bittet den Zugführer, einen Augenblick zu warten. Spornstreich eilt er nach Hause, um das Vergessene zu holen, im Galopp geht's und, um schneller zu kommen, auf einem anderen Wege über Heden und Zäune zum Bahnhof zurück; ungesehen springt er in den Zug und denkt: Run kann's losgehen. — Es ging aber noch lange nicht los. Auf die Anfrage eines Reisenden wegen des langen Aufenthaltes erfolgt die Antwort: Hein ist noch nicht wieder zurück. Da erschallt aus einem Fenster des Zuges eine Stimme: „Hein sitz jo all lang in 'n Tog!“ Da ging es denn endlich los.“

Prompt.

„Sag mal, Lottchen, wie bist du eigentlich zu deinem Mann gekommen?“ — „Ganz einfach; er ist zu mir gekommen!“

Amüsit.

Gatte: „Hast du dich im Theater gut amüsit, liebe Emilie?“ Gattin: „Ausgezeichnet! Frau Großmund sah vor mir mit einem Gut, der sie durchaus nicht kleidet!“

Was auf dem Weltmeer getrunken wird.

Es ist noch nicht allzulange her, da galt der Ozean als eine öde Wasserwüste, die zu durchqueren besondere Wagemuth erforderte. Heute ist diese Wüste mit unzähligen schwimmenden Städten bevölkert und eine Fahrt nach New York zum Beispiel ist nichts mehr als eine höchst angenehme Spazierfahrt. Daß von Seiten der Verwaltung dieser schwimmenden Städte alles geschieht, um den Bewohnern den Aufenthalt so behaglich als möglich zu gestalten, ist selbstverständlich. Sehr begreiflich wird man es daher finden, daß auch auf den Schiffen für die nöthige Flüssigkeit gesorgt wird, wenn unter ihnen und ringsum schon nichts als Wasser zu sehen ist. Es gäbe einen recht breiten und tiefen See, wollte man alles zusammenzählen, was die Bürger der Ozeanstädte im Laufe eines Jahres trinken. Auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd in Bremen wurden beispielsweise im vorigen Jahre nicht weniger als 48,069 Flaschen Champagner, 126,138 Flaschen Rothweine, 118,138 Flaschen Rhein- und Moselweine, 18,436 Flaschen Cognat, 20,777 Flaschen Südwine, 68,202 Flaschen Liköre, 2,011,814 Liter Lagerbier und 495,485 Flaschen Mineralwasser getrunken. Von dem unentbehrlichen der Getränke, dem Kaffee, der sich gleicher Beliebtheit bei Männern, Frauen und Kindern, bei Freunden und Feinden des Alkohols erfreut, wurden 386,741 Pfund verbraucht, von Thee 34,248 Pfund, von Schokolade und Kakao 29,571 Pfund. Geführt wurde mit 962,521 Pfund Zucker und an Milch wurden verbraucht 1,307,089 Liter frische Milch, 68,181 Flaschen Milch (für Säuglinge), 67,029 Flaschen und Büchsen Sahne und 5010 Büchsen kondensirte Milch.

bleibt deutsch!

Du deutsches Lied, du deutsches Wort! Du lebst in meinem Herzen fort, Ich schlich dich wie ein Kleinod ein Und ohne dich wär' ich allein. Du bleibst mein Trost an jedem Ort, Du deutsches Lied, du deutsches Wort!

Dir bleib' ich treu mein Leben lang! Das Lied, das mir die Mutter sang. Sie sang es mit so manchem Tag Wenn ich auf ihren Armen lag. Der Mutter Lied sang hell und rein, Wie im Gebete schloß ich ein.

Deutsch war das allererste Wort, Im trauten Elternhause dort! Man rief mir's in das Herz hinein: „Kind, wirst du einmal größer sein, Vergib die Sprache nicht so bald, Die du als Kind zuerst gelallt!“

Der ist ein undankbarer Wicht, Der nicht der Mutter Sprache spricht! War draußen er in weiter Welt Und hätte Alles, Gut und Geld — Verachtung tränk doch sein Haupt, Wenn er nicht seiner Mutter glaubt.

Drum halte fest am deutschen Lied, Das brausend durch die Seele zieht; Weil's dich an hohe Pflichten mahnt Und dir die tauben Wege bahnt, Wenn dir kein einzig Blümlein blüht, Ein Blumengarten ist das Lied!

Längst ging mein Mütterlein zur Ruh', Ich selbst schloß ihr die Augen zu — Mir war's, als ob sie stehend sprich: Mein Kind, vergiß die Mutter nicht Und denke mein an jedem Ort, Im deutschen Lied, im deutschen Wort!

Ich hab's gehalten treu und wahr, Deutsch blieb ich bis zur Todestuhr; Lind mag auch kommen, was da mag, Mag treffen mich der schwerste Schlag: Es bleibt mein Anter und mein Hort Das deutsche Lied, das deutsche Wort! A. F. S. im „Walt. Journ.“

Er weiß Bescheid.

Lochter: „Das Klavier gehört mir also wirklich, Papa?“ Vater: „Ja, mein Kind.“ Tochter: „Und ich kann es auch mitnehmen, wenn ich mich verheirathe?“ Vater: „Ja, aber sage es keinem, sonst schnappt er am Ende noch ab!“

Ein Schländerger.

A.: „Ich habe meiner Felicitas heute einen Vers gedichtet, hör mal zu: Felicitas, du bist ein Mädchen Voll Schid, voll Anmuth und voll Bier. Du bist die Schönste hier im Städtchen, Felicitas — ich liebe dir!“ B.: „Da hast du dich aber blamirt! Es heißt doch, ich liebe dich.“ A.: „Schlafkopf, der du bist! Wenn du etwas von Poesie verständest, dann würdest du nicht so dumm reden. Dich reimt sich doch nicht auf Bier!“

Korrektur.

Barvenu: „Ich hab' kürzlich irgendwo gelesen, daß wir Europäer zur tauchtauchen Rasse gehören.“ Barvenus Gattin: „Drück dich doch nicht so ungebildet aus, Chetoph.“ Rasse sagt man doch bloß bei Hunden.“

Irthum.

Kaufmann (zum Freund): „Da habe ich einen neuen Kaffee aufgenommen, ich hab' gemeint, ich hätt' einen recht guten Gerich gemacht, ... unterdessen hat er ihn gemacht und ist mir durchgegangen.“

Erlau.

Fremder (zu einem Kaufmann): „Ach, erlauben Sie, ist hier nicht im Orte ein Kunststillsbureau?“ Kaufmann: „Nein! Aber wenn Sie irgend was sicher erfahren wollen, — bei meiner Frau ist gerade jetzt Raffektatich!“

Ein achthames Mädchen.

Hausfrau: „Aber Marie, ich habe Ihnen doch immerzu gesagt, Sie sollen aufpassen, wenn der Erdbeerjast überlocht.“ Dienstmädchen: „Das habe ich ja auch gethan, es war gerade halb eins.“

Gute Aussicht.

Kandidat (zum Vermittler): „Ohne daß Sie mir die Dame erst vorsehen, muß ich vor allem wissen, ob die Vergangeneit auch tatellos ist?“ Vermittler: „Da können's bei der außer Sorge sein, weil ich sie persönlich kenne, ich kenne sie schon, da war ich noch a kleiner Junge.“

Trachsaligisches.

Söhnchen: „Papa, hast du dir nicht früher auch einmal einen Dra che n gewünscht?“ Papa (mit scheum Blide nach dem Refekenzimmer): „Gewünscht nicht, aber bekommen habe ich ihn doch!“

Sebingung.

Frau A.: „Mein Mann klagt allemal in der letzten Zeit, könnten Sie mir nicht einen tüchtigen Arzt empfehlen?“ Frau B.: „O ja, wiss' scho.“ Frau A.: „Aber müssen S' Courage muß er hab'n, daß er si' traut, mein'm Alten das Bier zu verbieten!“

Modern.

Braut (einen Tag nach der Verlobung): „Denke dir nur, Mama, Karl hat heute davon gesprochen, daß er schon in zwei Wochen heirathen will; ich bitte dich, besorge nur schnell meine Ausstattung und bringe mit einige Kenntnisse vom Hausweien bei!“

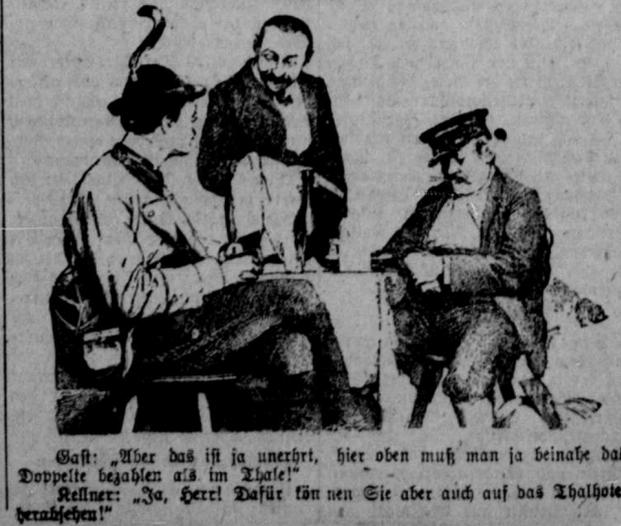
Modern.

A.: „Wer war denn die Dame, der Sie so nachsichtig?“ B.: „Eine ehemalige Verwandte von mir.“ A.: „Ehemalige Verwandte; — wie soll ich das verstehen?“ B.: „Run ja; sie war mal meine Frau!“

Die Antikabate.

„Einen Augenblick, Moosbacherin: von meiner Nichte muß ich Ihnen etwas erzählen.“ „Oh ne, ich will verreisen; ist's was Schlechtes?“ „Nichts Gutes.“ „Na, lassen Sie mal hören; ich kann ja auch mit dem nächsten Zug fahren!“

Entschädigung.



Gast: „Aber das ist ja unerhrt, hier oben muß man ja beinahe das Doppelte bezahlen als im Tale!“ Kellner: „Ja, Herr! Dafür können Sie aber auch auf das Thalhotel verzichten!“